

Horst Groschopp

Kulturarbeit in Ostdeutschland

Herkunft, Übergänge, Besonderheiten

(Referat „10 Jahre Soziokultur in Sachsen“, Zwickau 28.11.02)

Auf einem, wie die Einladung sagt – „Festtag“ –, soll man ja nur Gutes sagen. Das bringt mich mit meinem Thema, besonders hinsichtlich der „Herkunft“ von Soziokultur in Ostdeutschland, in eine gewisse Verlegenheit: Man wird sich doch keinen Referenten aus Berlin in seine Geburtsstadt kommen lassen, um Gutes über die DDR zu sagen?

Keine Angst, das wird nicht geschehen, denn das Thema DDR ist, seit ihre Erforschung lediglich als Diktatur an ihr Ende gekommen ist, sozusagen jenseits von Gut und Böse und wird endlich Gegenstand sachlicher Analyse. Und wir erleben erneut, was wir schon vor 10 Jahren bedauerten, dass wir eigentlich keine Analyse der kulturellen Einrichtungen besitzen, wie sie zu Beginn der Wende in der DDR vorhanden waren und was daraus geworden ist und was neu entstand, wer das gemacht hat, mit welchen Utopien und welcher Realsatire. Breitenkultur (oder Soziokultur) ist nach wie vor kein großartiges akademisches Thema.

Aus dieser unbefriedigenden Lage will ich nun das Beste machen und habe einen Aufsatz von 1993 wieder aus dem Rechner gezogen, der in dem Buch Soziokultur in Sachsen gedruckt wurde und den Titel trug Gab es in der DDR Soziokultur? Ich will nun diese Frage nicht neu stellen. Ich habe mir den alten Text kritisch angeschaut und mich gefragt, was ich heute genauso oder anders sehen würde, v.a. aber, was damals noch nicht in den Blick kam, aber heute wichtig sein könnte für die nächsten 10 Jahre. Am Ende meiner Rede will dann auf einen Bereich verweisen, den ich vor einem Dutzend Jahren überhaupt nicht sah.

Im Rückblick ist es erstens wichtig daran zu erinnern, dass der Begriff „Soziokultur“ 1990 in das Gebiet der damaligen Noch-DDR sehr enthusiastisch eingeführt wurde – und zwar mit unterschiedlichem Erfolg. In Berlin kann man mit diesem Begriff bis heute nichts anfangen, denn das, was er bezeichnet, heißt dort „bezirkliche Kulturarbeit“ und jeder, der mit „Soziokultur“ öffentliche Mittel haben will, wäre bescheuert.

Auch in Sachsen wurde der Begriff – „fischellant“ wie wir Sachsen sind – zunächst benutzt, um einer Reihe von Kultureinrichtungen eine summarische Überschrift zu geben, sie im Zuge der Herstellung der staatlichen Einheit in einem Haushaltstitel der Kommunen unter zu bringen bzw. sie in die Übergangsfinauzierungen des Bundes nach Kultur-Artikel 35 Einigungsvertrag einzubinden.

Für die Strukturbildung der ostdeutschen Soziokultur in der ersten Zeit nach der Vereinigung war wichtig – und dies gilt es v.a. festzuhalten – dass es in den neuen Bundesländern zu einer eher allgemeinen und pragmatischen Nutzung des Begriffs

„Soziokultur“ kam, der nahezu alle „basisnahen“ Einrichtungen und im Überschwang manchmal sogar Theater, Museen und Bibliotheken einschloss.

Ich erinnere mich noch genau an das Stöhnen der in Strömen einreisenden westlinken Soziokultur-Avantgarde, als hierorts versucht wurde, Klöppeln und Zaubern (was ja zur staatlichen DDR-Kulturarbeit gehörte) oder Pionierblasorchester u. dgl. in die Soziokultur einzubringen. Auch manche in der „Wende“ neu entstehenden Initiativen und Projekte hatten oft andere Strukturen als im Westen üblich. Viele übersetzten „Soziokultur“ mit „Sozialkultur“, versuchten – oft erfolgreich – ihr Glück in der sozialkulturellen Arbeit der ebenfalls neu entstehenden Sozialhilfe.

Zweitens gab es – auch in den Einigungsverhandlungen, die dann zum Einigungsvertrag führten – keine bis nur sehr vage Vorstellungen über die „kulturelle Substanz“ im Osten. Es war Hermann Glaser und Dieter Sauberzweig zu verdanken, dass der Deutsche Städtetag überhaupt und hier frühzeitiger als andere Organisationen ein Problembewusstsein entwickelte, das dann die Kulturpolitische Gesellschaft aufgriff. Zur Erinnerung: In der Wendezeit entstand als erste Organisation, die sich breit für Soziokultur einsetzte, der Verband der KulturarbeiterInnen der DDR. Er ist dann schnell aus drei Gründen eingeschlafen: Er galt sofort als (auch politischer) Struktur-Erhaltungsverein; er stand quer zu den neuen Länder- und Kommunalstrukturen; und der rührige Vorsitzende ging zur Hamburg-Mannheimer und wurde dort reich.

Drittens war für die Konzeptionsbildung ab Mitte 1990 sicher wichtig und wäre genauer zu untersuchen, in welchem Maße Kulturwissenschaftler an ihr teilnahmen und sie begleiteten. Kulturwissenschaftler in Berlin und Leipzig hatten seit den frühen Siebzigern (also mit ihrem Beginn) – z.B. in den Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung – die westdeutsche (v.a. sozialdemokratische) Theoriebildung zur Neuen Kulturpolitik verfolgt und mittels Rezensionen zugänglich gemacht, sicher begrenzt, aber doch ohne Sonderschein in der Bibliothek erhältlich.

Viertens – und dies war wohl der wichtigste Faktor für Ansätze einer ost-eigenen Struktur der Soziokultur – hatte der eigentümliche Bestand andere Erfahrungen produziert. Der Unterschied zum Westen war nicht das Theater oder das Museum, sondern dass alle Kultureinrichtungen wieder Kultureinrichtungen unterhielten. So besaßen fast alle Theater und Museen Jugendklubs (welch pfiffige Idee für heute).

Überhaupt gab es eine breite Klub- und Kulturhausarbeit sowie – wie das hieß – ein breites „künstlerisches Volksschaffen“. Ich zähle der Einfachheit halber einmal die Zirkel in alphabetischer Reihenfolge auf: Artistik, Bildnerisches Volksschaffen, Blasmusik, Bühnentanz, Chor, Ensembles, Film, Fotografie, Gemischte Instrumentalbesetzungen, Geselliger Tanz, Instrumentalmusik, Junge Talente, Kabarett, Karnevalklubs, Kammermusik, Komponierende Werkstätige, Mundart, Musikfolklore, Musiktheater, Pantomime, Puppentheater, Rezitatoren, Schreibende Werkstätige, Sinfonik, Singebewegung, Tanzmusik, Theater, Turniertanz, Zauberkunst („Magie der DDR“).

Weggelassen habe ich die Diskotheken, um darüber einen Extra-Satz zu verlieren. Bei ihnen zeigt sich die Funktionsweise der DDR-Kulturarbeit am genauesten. Es wird aber auch der Anachronismus dieser Struktur nach der Änderung des politischen und ökonomischen Systems deutlich. Die (staatlich geprägten)

„Schallplattenunterhalter“, die für eine „Disco“ genannte Veranstaltung gemietet wurden (1989 etwa 80 freiberuflich und 5000 ehrenamtlich Tätige), machten durch ihre Anwesenheit und Tätigkeit den Saal im Kulturhaus oder den Jugendklub zeitweilig zur Diskothek.

Diskoveranstaltungen waren Teil des kulturellen Volksschaffens, keine geschäftlichen Unternehmungen. Sie sollten sich deshalb – um einen Text von 1984 zu zitieren – „nicht auf rhythmische Bewegungen und auf laute und 'heiße' Musik beschränken“, sondern „eine Mischung von Unterhaltung und Information sein“. [Vgl. Heinz Sallmon: Kultur und Kunst im Leben der Jugend. Berlin 1984, S.99.]

Zum Ende der DDR hatten einige aber schon eigene Häuser und wenn deren Eigentumsverhältnisse es zuließen, wurden aus diesen Klubs moderne Diskos – wie in Berlin der Szeneklub „Knaack“, den immer noch der Name eines 1933 ermordeten Kommunisten ziert.

Halten wir fünftens fest, dass mit Beginn des Jahres 1990 Privatisierungen solcher Klubs in großem Stil stattfanden. Sie stützten sich auf gedankliche Vorarbeiten, denn: In den Kulturhäusern wurde seit mitte der Achtziger laut über eine stärkere finanzielle Beteiligung der Konsumenten nachgedacht, doch immer rasch verworfen.

In den Achtzigern waren in der DDR neue Klubformen entstanden (Klub der Alleinstehenden, Klub zu zweit für junge Ehepaare, Klub der Mittzwanziger, Klub der interessanten Begegnung usw., die nun – so sie weiter bestanden – sich in Gaststätten zu treffen begannen und hier dann häufig an den hohen Preisen scheiterten oder sich in Selbsthilfegruppen verwandelten. Außerdem gab es in der Endzeit-DDR die ersten „Fanklubs“ bei Sportvereinen und sogar Klubs schwuler FDJler. Das verwies auf neue Bedürfnisse, aber auch auf Grenzen einer umfänglichen kulturellen Versorgung durch den Staat. Es ist daran zu erinnern, in der DDR waren auch die Kommunen Staat.

Zu einem Problem wurde nach 1990 zweifellos, dass sowohl die Hausklubs als auch die vielen nahezu mietfreien Räume wegfielen. Besonders für die Seniorenarbeit ergab sich daraus eine bis heute nicht gelöste Ortsnähe der Angebote und ihrer Wahrnehmung. Es zeigt sich heute, dass die Vergesellschaftung der moralischen Ökonomie noch immer weiter geht, obwohl Orte, an denen Kommunikation und gegenseitige Hilfe möglich sind, die sozialen Versicherungssysteme entlasten könnten. Als Historiker der Soziokultur muss hier darauf verweisen, dass sie Ende des 19. Jahrhunderts einmal als Gemeinwesenarbeit gerade für – wie es damals hieß – Halbstarke und Hooligans sowie für Senioren begann.

Es war siebentens bis so etwa 1993 eine verrückte Situation im Osten. So floss das Geld in Strömen in diverse ABMs, die damals noch 100% bezahlt bekamen, teilweise BAT II a, wie in dem von mir in Berlin geleiteten Projekt Kulturumbruch, in dem wir festhielten was war und was es wurde. Pausenlos gründeten sich Vereine (Fördervereine, wie es geheimnisvoll hieß und in deren Satzungen magische Formeln geschrieben wurden, um die Gemeinnützigkeit zu erlangen).

Ebenso so häufig etablierten sich Ableger von Vereinen und Verbänden, die im Westen ihren Stammsitz hatten. Deren Personal stand plötzlich vor der Tür wie heute Handelsvertreter oder Zeugen Jehovas. In ihrem Gepäck befanden sich

Informationen über neue Geldquellen – oder lose Versprechungen. Man wusste auch nie genau, ob der Ratgeber gleich wieder verschwinden oder Kulturstadtrat werden würde.

Während die einen noch ruderten, anerkannter freier Träger zu werden, erfolgten in den Kommunen die ersten Neueinstellungen oder Verprechen darauf. Ständig neue Konzeptpapiere machten die Runde und wurden neu begründet, je nachdem, welcher freie Träger ins Auge gefasst wurde. Aber das kannte man ja aus der Antrags- und Berichtsliteratur der DDR und – auch das halten wir mal als Untersuchungsproblem fest – viele Überlegungen waren schon seit 1988 zu Gange, es wäre aber blöd gewesen, das zu sagen. An der berühmten Basis der werdenden Soziokultur trafen nicht nur Glücksritter auf Überlebenskünstler. Es trafen überhaupt verschiedene Welten aufeinander – die auch als Differenz von Anzug und Krawatte zu edellinkem Outlook erschien.

Heute können wir darüber lachen, damals ging es um Arbeit und Lebensperspektive. Die dabei ausgebildete neue Überlebenskunst entstand in denkbar kurzer Zeit. Denn in der Wendezeit brach die gesamte Förderstruktur der Kulturarbeit zusammen; mehr noch: zwei, der drei bisherigen Förderer verschwanden plötzlich völlig von der Bildfläche. Worauf basierte die kulturelle Breitenarbeit in der DDR? Kulturarbeit in der DDR war – ich verzichte auf historische Ableitungen dieses Systems – an drei große Träger gebunden:

Das waren erstens die staatlichen Einrichtungen. Deren Finanzierung erscheint im Nachhinein als „ein großer Topf“. Aber außer den über den Staatshaushalt zugewiesenen Finanzen standen für Jugendkulturarbeit v.a. Gelder für Sondervorhaben zur Verfügung (Jugendtreffen, Arbeiterfestspiele usw.). Logisch, dass diese wegfielen. Dann gab es noch den Kulturfonds, den Volksvertreterfonds und das „Konto Junger Sozialisten“ (ein geschätzter Prozentbetrag des angenommenen Beitrages der Jugend zur Planerfüllung, über den aber dann in der Regel von der FDJ-Zentrale verfügt wurde). Bis auf den Kulturfonds fiel hier auch alles weg.

Die Finanzierung der Kulturarbeit stützte sich zudem auf Einnahmen aus Beiträgen, Sonderfonds, Lottomitteln, Spenden, Verkäufen, Eigenbetrieben, Krediten usw. Hinzu kamen qualitative Einstufungen und Zuweisungen nach Prüfungen mit anschließend garantierten Stundensätzen für jeden Künstler.

Für die Entwicklung der Soziokultur wurde wichtig, dass schnell klar war, dass es günstiger ist, bei der Kommune zu landen als bei einem freien Träger der Soziokultur. Dabei erschien es sinnvoller, die Sache nicht „Soziokultur“ zu nennen. Das klang wie Außenseiterkultur. Anders sah dies aus bei bezirklichen Einrichtungen. Da die Bezirke in die Länder aufgingen, obwaltete ein Kulturbegriff, der Soziokultur sofort ausschloss und die Einrichtungen entweder an die Kommunen oder an freie Träger verwies.

Das soeben Gesagte zeigt, dass hießiges Personal durchaus mit Mischfinanzierungen etwas anfangen konnte, aber auch, dass bestimmte kommunale Einrichtungen zu Lasten anderer gefördert wurden (z.B. Musikschulen; was deren Nützlichkeit nicht bestreitet). Kommunale Einrichtungen hatten es von Jahr zu Jahr

auch schwerer, weil Gehaltssteigerungen die Zahl der Beschäftigung weiter reduzierte.

Die zweite große Trägergruppe waren die (ebenfalls staatlichen) Betriebe, genauer (was meist übersehen wird) deren Gewerkschaftsorganisationen. 1954 waren die betrieblichen Kulturhäuser, Klubs und Bibliotheken an die Gewerkschaften übergeben worden und neue kamen immer gleich in ihre kultur- und personalpolitische Verwaltung. Kulturarbeit war in diesen Einrichtungen nach Paragraph 226, Absatz 1 des Arbeitsgesetzbuches der DDR geregelt. Darunter fiel besonders das Recht auf Arbeitsfreistellung für die Ehrenamtlichen, die teils Voll-, teils Teilzeit tätig waren, vergleichbar den Spitzenfußballern im Sport.

Nach dem Ende der DDR und dem Ende der Gültigkeit dieses Arbeitsgesetzbuches sahen viele der hier tätigen KulturarbeiterInnen eine – meist vergebliche – Chance in der Soziokultur. Dies übrigens noch in der DDR-Zeit nach der Volkskammerwahl im März 1990, also viele Betriebe begannen, Kultureinrichtungen zu schließen.

Besonders die dauerhaft von der Arbeit Freigestellten bildeten die größte Kulturarbeitergruppe der DDR, die dann in der Folge ohne bezahlte Kulturbeschäftigung blieb. Sie stand da ohne Lobby und Job, denn die Gewerkschaftsfunktionäre, die aus dem Westen nun auch hier die Geschicke regelten, sahen andere Prioritäten und hatten zudem gegen den größten Mitgliederschwund ihrer Geschichte zu kämpfen. Man kann davon ausgehen, dass das Personal der betrieblichen Kulturarbeit eher in soziokulturellen Kategorien zu denken vermocht hätte als die kommunalen Angestellten, die oft kameralistisch zu denken und beamtenhaft zu handeln begannen.

Doch gingen den betrieblichen KulturarbeiterInnen sehr bald auch die Einrichtungen verloren – bis auf wenige kommunalisierte. Nach dem Einigungsvertrag fiel der Komplex insgesamt an die Treuhand, die damit lange Zeit unerkannt und bis heute nicht untersucht zur größten kulturpolitischen Einrichtung der neuen Bundesländer avancierte. Da der wirtschaftliche Aufschwung nicht gelang und auch oft gar beabsichtigt war, stießen viele Betriebe die als Bildungseinrichtungen in wenigen Fällen übernommenen Kultureinrichtungen wieder ab, nicht ohne die Ferien- und Schulungshäuser in guter Lage vorher lukrativ veräußert zu haben.

Der dritte große Träger kultureller Breitenarbeit waren die quasi verstaatlichten Massenorganisationen, und hier nicht in erster Linie, wie zu vermuten wäre, der Kulturbund. Nein, jede Organisation – egal ob zuständig für die Bogenschützen, Gehörlosen, Journalisten, Kleingärtner oder Komponisten, für Goethe oder Schiller – hatten ihre eigenen Einrichtungen.

In der DDR geschah nichts unorganisiert; genauer: für alles war immer irgendeine Organisation zuständig, für die großen Skattourniere z.B. die Nationale Front. Die Kulturarbeit aller Träger wurde in der Regel staatlich finanziert und im Staatshaushalt auf allen drei Ebenen (Kreis, Bezirk, Volkswirtschaft) geplant.

Nur eine einzige Organisation hatte keinen eigenen Klub, sieht man von eigenen Ferien- und Schulungshäusern einmal ab – das war die FDJ. Die Jugendklubs der FDJ hießen nur so, waren aber anderen Trägern zugeordnet. Die FDJ hatte sich

schon Anfang der Fünfziger aus der Kulturarbeit verabschiedet und wollte nur politisch tätig sein, auch noch in den Jugendklubs der Achtziger.

In der Entwicklung von neuen Förderstrukturen, eingeschlossen die für Soziokultur, bekam dieser Bereich kultureller Arbeit eine besondere Bedeutung. Aus ihm heraus sowie aus neuen Initiativen entstand das heutige Vereinswesen, das in der DDR Anfang der Fünfziger beseitigt und in die eben geschilderten Strukturen gegossen worden war. Es entstand in Ostdeutschland auch hier eine Goldgräber-Situation, verbunden mit Überleitungen in neue Strukturen, die in der Regel denen des Westens entsprachen. Bis auf den Angler-Verband finden wir heute eine gesamtdeutsche Struktur.

Der Weg zu dieser Einheitsstruktur führte über ökonomische und politische Bereinigungen großen Stils, denn teils übernahm erneut die Treuhand bestimmte Kultureinrichtungen, teils gelang die Hereinnahme in die neuen Vereine, die dann aber die Einrichtungen nicht mehr tragen konnten. Hinzu kam die Erfüllung von Restitutionsansprüchen. Wieder anderen gelang die Anpassung. Politische Verbehalte gegenüber bestimmten Organisationen und Personen – die aus der Überwindung des politischen Systems der DDR erklärbar sind – stellten ebenfalls einige Einrichtungen ins Abseits, die vielleicht für Soziokultur zu gewinnen gewesen wären. Auch hier fehlt die Analyse.

Halten wir fest: In den neuen Bundesländern und so auch in Sachsen sind viele Einrichtungen der heutigen Soziokultur „gewendete“ Institutionen der aus der DDR überkommenen bürgernahen Kulturarbeit. Was da stattfindet, ist an die neuen Umstände angepasst, jetzt meist kommunal organisiert, unterbreitet neue Angebote, ist zum Teil mit neuem Personal versehen usw.

Und es wurde und wird versucht, dem Bestand der Soziokultur eine neue Sinndeutung zu geben als selbstverwaltete, nichtaffirmative und alternative Kulturprojekte, herrschaftsarm und herrschaftskritisch und mit den besonderen sozialen Lagen befasst, die hier typisch sind.

Doch was ist hier typisch? Da ist zum ersten der Rückbau der Städte; zum zweiten die hohe Zahl rüstiger Rentner (die wirklichen Wendegewinner); drittens eine Jugend auf dem Sprung (über eine Million ging seit 1991 in den Westen); viertens eine Dauerarbeitslosigkeit mit Vorruhestandsmenschen ab einem Alter von Vierzig; fünftens eine Sozialhilfe empfangende Klientel mit hohem Akademikeranteil; sechstens zahlungskräftige Menschen v.a. durch Beschäftigung im öffentlichen Dienst.

Die Frage ist, ob hier Aktivitätspotentiale für Soziokultur liegen?

Ein Potential sehe ich und mit einem Hinweis darauf will ich schließen. Heiner Meulemann wies 1995 als einer der ersten Soziologen darauf hin, dass die östliche Region Deutschlands „von der Religion weiter abgerückt [ist] als der Westen; er ist stärker säkularisiert“. Es sei dies „der massivste Unterschied zwischen den Landesteilen.“ [Heiner Meulemann: Aufholtendenzen und Systemeffekte. Eine Übersicht über Wertunterschiede West- und Ostdeutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament Nr. 40/41, Bonn 1995, S.28/29, 29]

Nur 30 Prozent der Bevölkerung im Osten versteht sich als religiös, dafür aber 20 Prozent als überzeugt atheistisch. Ich verzichte hier auf statistische Belege und auch auf Quellenangaben hinsichtlich der Einschätzung beider großer christlichen Kirchen, der Osten sei a) remissionsresistent und b) auf Dauer pastoral unterversorgt.

Ich möchte auf einen Hinweis hinaus. Zur Kulturarbeit in der DDR gehörte eine außerkirchliche und nach Lage des Systems weitgehend verstaatlichte Fest- und Feierkultur. Hier hat, wo die Kirche nicht ist, niemand das Erbe dieses Bereichs der Kulturarbeit angetreten.

Bestimmte Angebote führt der Staat weiter, z.B. unterscheiden sich die standesamtlichen Trauungen Ost-West deutlich – reicht das den konfessionsfreien Menschen? Andere Angebote, z.B. im Trauerbereich und der weltlichen Bestattungskultur, hat die Privatwirtschaft übernommen – auch hier: reicht das, wenn Religion nicht angenommen wird? Für die 100.000 Jugendweihen gibt es ebenfalls Anbieter, wobei gerade hier Lücken in der Bedarfsdeckung in einigen Regionen feststellbar sind. Ich kann dazu nur sagen, das ernährt auch Leute.

Zudem gibt es sicher unbefriedigte Bedürfnisse hinsichtlich der öffentlichen wie privaten, aber öffentlicher Räume bedürfenden Feier- und Gedenkkultur, besonders aber in der – so will ich sie der Einfachheit halber mal nennen – „weltlichen Seelsorge“, also der Beratung in Konflikt- und Übergangssituationen. Das ist nun schon wieder ein Bereich, wo Verfechter der Soziokultur aus Niedersachsen oder NRW den Finger heben und Achtung rufen werden.

Doch wenn wir schon über die besondere Herkunft und die soziale Spezifik ostdeutscher Soziokultur nachdenken, muss auch hierfür Raum für die Aufforderung sein, einmal auch darüber zu grübeln.